

Sagen wir „ich“ und „wir“, nicht „die“

Marek Beylin, *Gazeta Wyborcza*, 2./3. Dezember 2000

Gut, daß Jacek Żakowski den Beitrag über Jedwabne verfaßt hat („Jeder Nachbar hat einen Namen“, *Gazeta Wyborcza*, 18./19.11.2000). In dieser Sache ist jede Stimme wichtig, die die Solidarität des Schweigens bricht. Es ist wahr, früher sprachen die Umstände nicht dafür, sich mit der eigenen Schuld während der Besatzungszeit auseinanderzusetzen. Als 1949 die Täter von Jedwabne vor Gericht standen, gedachten die Polen immer noch ihrer Toten. In einem Meer von nazistischen und sowjetischen Verbrechen konnte dieses unser polnisches Verbrechen keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Außerdem – wer glaubte damals einem Gericht? Zur Routine der Bekämpfung von Angehörigen der Heimatarmee [Armia Krajowa, der Londoner Exilregierung unterstellte Untergrundarmee im besetzten Polen] gehörte es, sie der Kollaboration mit den Nazis, des Meuchelmordes, der Verbrechen zu beschuldigen. Es war nicht möglich festzustellen, daß unter den vielen fingierten Prozessen gerade dieser eine sich auf wahre Begebenheiten bezog. Auch die Zeit danach war nicht günstig für schmerzhaft Abrechnungen. Zwar saßen die Angehörigen der Heimatarmee nicht mehr in den Gefängnissen, aber die polnische Kriegsgeschichte unterlag der Zensur des Regimes. Unter den Bedingungen der „beschlagnahmten Erinnerung“ der Gesellschaft war es schwer zu fordern, daß man sich ausgerechnet mit der Wahrheit von Jedwabne befassen sollte, wo so viele andere Wahrheiten verboten waren.

Im freien Polen ist das Schweigen der Eliten über diese Ereignisse jedoch durch nichts gerechtfertigt. Aber nach der Veröffentlichung des Buches von Jan Tomasz Gross und der Reportagen von Andrzej Kaczyński in *Rzeczpospolita* herrschte Stille. Daran haben wir alle mitgewirkt; privat waren wir erschrocken, öffentlich abwesend. Jacek Żakowski hat recht, wenn er schreibt, daß wir versagt haben. Und er unterbreitet seine eigene Vorstellung von einer Abrechnung mit der Vergangenheit. Den Autor beunruhigte die Grosssche Sprache und insbesondere der Satz, der das Buch abschließt: Die Juden von Jedwabne „wurden weder von den Nazis noch vom NKWD oder dem UB [Urząd Bezpieczeństwa - Amt für Sicherheit], sondern von der Bevölkerung ermordet.“ Das ist in der Tat eine fatale Verallgemeinerung, obwohl sie eher in der Hitze des polemischen Gefechts geschrieben wurde, als in der Absicht, moralische Urteile zu fällen. Übrigens ist in Polen das entgegengesetzte Verständnis verbreitet: Aus der Tatsache, daß während der Besatzung nicht wenige Polen Juden halfen, zieht man die komfortable Schlussfolgerung, die ganze Bevölkerung hätte sich so verhalten. Solche Behauptungen, die die Allgemeinheit entweder verurteilen oder freisprechen, führen zu keiner Abrechnung mit der Geschichte, sondern zu einem Gezänk, das die Wahrheit über die Geschichte vereitelt und es ermöglicht, sich dieser schmerzlichen Auseinandersetzung zu entziehen.

Realismus in der Abrechnung mit der Vergangenheit und – Flucht vor der Vergangenheit

Als vor einigen Tagen, während des Besuchs von Minister Bartoszewski im israelischen Parlament, ein Abgeordneter die polnische Gesellschaft des Mordes an Juden bezichtigte, kam bestimmt nicht nur einem meiner Landsleute in den Sinn, daß unsere Abrechnung mit der Geschichte für die anderen nur einen Vorwand darstellt, ihre Ressentiments zu Gehör zu bringen. Das ist nicht klug, denn wir führen diese Auseinandersetzung in unserem eigenen Interesse, weil wir unser eigenes Schicksal besser verstehen und bewerten wollen. Aber jede Gemeinschaft schafft sich viele Fluchtwege, um der schmerzhaften, vertieften Erforschung der Vergangenheit zu entgehen. Jan Tomasz Gross erleichtert es durch seine Verallgemeinerung, einen dieser Wege zu beschreiten. In diesem Sinne stellt die Polemik von Jacek Żakowski den Versuch dar, einen „Realismus in der Abrechnung mit der Vergangenheit“ zu etablieren, mit anderen Worten eine solche Einstellung zur Vergangenheit, die die Auflehnungsreflexe minimalisieren soll.

Aber ich habe damit meine Schwierigkeiten, denn trotz seiner Absichten schürt der Autor die Versuchung, vor der Vergangenheit zu fliehen. Żakowski schreibt: „Es gibt keine Verantwortung für Großväter und Urgroßväter (...), denn die Ungeborenen konnten sie schließlich nicht zurückhalten. Es gibt auch keine Verantwortung für die Zeitgenossen aus dem eigenen oder aus anderen Ländern, wenn wir ihr Verhalten nicht beeinflussen können. Jan Tomasz Gross trägt die Verantwortung für sich, ich für mich. (...) Für eine solche Verabredung würde ich sogar meinen Stolz auf Tischner, Kopernikus und auch Plato aufgeben.“ Wenn das heißen soll, daß weder Jacek Żakowski noch

ich für das Verbrechen in Jedwabne verantwortlich sind, dann kann ich zustimmen. Um solcher Schlußfolgerungen willen lohnt es sich jedoch nicht, einen Artikel zu schreiben; offensichtlich geht es dem Autor um mehr. Er akzeptiert eine „kollektive Verantwortung“, aber nicht dafür, was in Jedwabne geschah, sondern dafür, „ob etwas Ähnliches sich in Zukunft ereignet“. Jacek Żakowski meint, derjenige sei verantwortlich, „der etwas Böses getan oder dem Bösen nicht vorgebeugt hat, obwohl er die Möglichkeit dazu gehabt hätte. Alle weiterreichenden Ansprüche sind unbegründet.“ Mehr noch: Sie bilden eine Gefahr, „weil die große Verallgemeinerung (...) früher oder später zu Verbrechen führt“.

Ich begreife nicht, wie man die moralische Verantwortung für die Zukunft übernehmen kann, ohne die Auffassung zuzulassen, daß wir das auch der Vergangenheit schuldig sind. „Jeder von uns ist dafür mitverantwortlich, ob etwas Ähnliches sich in Zukunft ereignet“, schreibt Jacek Żakowski und er läßt zu, daß die nächsten Generationen über ihn für eventuelle, auch verbrecherische Taten seiner Gemeinschaft urteilen werden. Aus dieser Behauptung läßt sich die Schlußfolgerung ziehen, daß, indem wir ablehnen, die Last des Verbrechens von Jedwabne auf unsere Schultern zu nehmen, wir die Vorkriegsbevölkerung darin verstricken. In gewissem Sinne ist das selbstverständlich: denn berechtigterweise könnte man nachforschen, wie das damalige ideologische Klima die späteren Haltungen der Menschen beeinflusste. Wollte man diesen Gedanken ad absurdum führen, so könnte man sich überlegen, ob für Jedwabne nicht zum Teil die polnischen aufgeklärten Eliten die Verantwortung tragen, z.B. Stefan Żeromski oder Antoni Słonimski. Nicht wegen ihrer Taten, sondern wegen irgendwelcher Versäumnisse. Es stellt sich also heraus, daß Jacek Żakowski die Idee der kollektiven Verantwortung anerkennt. Ob man sich ihr jedoch entziehen kann?

Der giftige Inhalt

1987 verteidigte Jerzy Jedlicki in seinem Essay „Dziedzictwo i odpowiedzialność zbiorowa“ [Das Erbe und die kollektive Verantwortung] die These, wir seien für die Vergangenheit, die wir erben, verantwortlich. Diese engagierte Haltung faßte er auf „als eine Verpflichtung, einst zugefügtes Leid symbolisch wiedergutzumachen, nicht jedoch als eine Berechtigung zur Vergeltung.“ Einen Teil seines Essays widmete der Autor der Geschichte und schrieb: „Der Begriff der rückwirkenden Verantwortung (...) für die vergangene Geschichte eines Geschlechts, Stammes oder einer Gesellschaft, die deren lebenden Mitgliedern auferlegt wird, ist so tief in unserer Zivilisation verwurzelt, daß man sie sich ohne diese Verantwortung schwer vorstellen kann.“ Gegen Jerzy Jedlicki polemisierte Stefan Amsterdamski, der ausführte, der Versuch, das Prinzip der kollektiven Verantwortung von seinem „giftigen Inhalt“ zu reinigen, könne nicht gelingen, weil dieses Prinzip sinnlos wäre, wenn es die Idee von „Schuld und Vergeltung“ nicht enthielte. Man kann also nicht sagen: „Wir sind moralisch verantwortlich aber moralisch unschuldig“. Damals stand mir die Auffassung von Amsterdamski näher. Lang ist in der Geschichte der Menschheit das Register von Schandtaten, die in der Überzeugung begangen wurden, daß es eine unmittelbare kollektive Verantwortung für die Taten von Einzelnen gibt. Heute sehe ich jedoch die andere Seite des Problems: Jede Abrechnung mit der Vergangenheit impliziert die Annahme unserer Verantwortung für die Vergangenheit. Daher schätze ich den Gedanken von Jerzy Jedlicki hoch, daß der moralische Zusammenhang zwischen uns und der vergangenen Zeit zivilisiert aber nicht zurückgewiesen werden soll. Solche Versuche hält Jacek Żakowski für gefährlich, weil sie uns – wie er schreibt – in eine „Stammessprache“ zurückdrängten und an die Schwelle zum Verbrechen führten. Das ist ein Mißverständnis, weil das Zurückgreifen auf die moralische – nicht die rechtliche – Verantwortung für nicht begangene Taten nicht immer in dieser gefährlichen Sprache erfolgen muß.

Die Polemik zwischen Jerzy Jedlicki und Stefan Amsterdamski verkörpert einen der vielen Akte des im 20. Jahrhundert ausgetragenen Streits. Ich möchte hier die deutsche Abrechnung mit dem Nazismus in Erinnerung rufen und den mittlerweile als Richtschnur geltenden Text von Karl Jaspers „Die Schuldfrage“ zitieren. Man sollte unterscheiden, schrieb der Philosoph, zwischen der kriminellen Schuld, über die das Gericht urteilt, der politischen Schuld, die „die Verantwortung aller Bürger für die Folgen der Handlungen des Staates“ bedeutet, der moralischen Schuld – für die eigenen Taten, und der metaphysischen Schuld, die aus der „zwischenmenschlichen Solidarität (resultiert), und kraft derer jedem die Mitverantwortung für jegliches Böse und jegliche Ungerechtigkeit auf Erden auferlegt wird.“ „Aber“, fügte Karl Jaspers hinzu, „die moralische Schuld kann man nur auf sich selbst nehmen und keinen anderen mit ihr belasten“. „Es ist unsinnig, eine Nation als Ganzes eines Verbrechens zu beschuldi-

gen“. „Aber das primitive Verurteilen von Kollektiven verhindert nicht, ein Gefühl der Gruppengemeinschaft zu empfinden“, d. h. die Teilnahme „an der kontinuierlichen Tradition. Uns fällt die Schuld unserer Väter zur Last. Wir alle sind mitverantwortlich dafür, daß den geistigen Anzeichen des deutschen Lebens die Möglichkeit solchen Regimes innewohnte.“

Diese Sprache hat mit „Stammesemotionen“ wenig zu tun. Auf Karl Jaspers hörten nicht so sehr seine Zeitgenossen, wie die folgenden Generationen. Nach 1968 übernahmen junge Deutsche die Verantwortung für die Vergangenheit, indem sie das Schweigen der Eltern ablehnten. Diese Auseinandersetzung dauert bis heute an. Fühlt sich irgendjemand durch sie bedroht? Im Gegenteil: sie ist ein Wert der deutschen Demokratie. Sie wäre jedoch ohne die Verstrickung in die Sünden anderer, die Jacek Żakowski zurückweist, nicht möglich gewesen.

Der Bazillus der Gleichgültigkeit

Ich glaube nicht an eine „sichere Zukunft“ ohne das Verantwortungsgefühl für die dunkle Vergangenheit. Es ist selbstverständlich, daß wir als Individuen Teilnehmer und Passanten verschiedener Gemeinschaften sind: kultureller, ethnischer, familiärer, freundschaftlicher. Unser individuelles Leben besteht aus einer Vielfalt kollektiver Identitäten. Es gibt heute keine sinnvolle Konzeption des Individualismus, die den Wert der Gemeinschaft und einer kollektiven Identität grundsätzlich negiert. Sicher werden manche Arten kollektiver Identität negiert, aber immer mit dem Zweck, die Vorstellung von einer anderen, besseren zu unterbreiten. Mit anderen Worten: Jeder Individualismus, der die Kultur und die menschlichen Zusammenhänge nicht ablehnt, setzt das Bestehen einer guten Gemeinschaft voraus, in der sich das Individuum verwirklichen kann. Man kann eine Konzeption des völlig einsamen Menschen schaffen, aber es ist unmöglich, aus ihr sinnvolle Schlußfolgerungen zu ziehen. Daher ist die Erklärung von Jacek Żakowski, er sei bereit, „auf seinen Stolz auf Kopernikus und Plato zu verzichten“, illusorisch. Um das tatsächlich zu vollziehen, müßte er seine Bindungen an verschiedene ihm nahestehende Gemeinschaften lösen, die das Werk der beiden Persönlichkeiten als ein wertvolles Erbe betrachten.

Der Vorschlag eines solchen Verzichts ist offensichtlicher Unsinn, zugleich macht er aber klar, daß sich mit einer Gemeinschaft zu identifizieren bedeutet, an ihren Problemen, an ihren Erinnerungen und ihren Traditionen teilzuhaben. Tischner, Plato und Kopernikus sind stark präsent in unserem Denken und Vorstellungsvermögen, auch in dem unserer Nächsten. Man kann sie nicht einfach „hergeben“, ohne sich einer außergewöhnlichen Gehirnthherapie zu unterziehen. Man kann auch nicht umhin, die Verbindungen mit Jedwabne anzunehmen. Wir sind zur individuellen Verantwortung für Handlungen unserer Gemeinschaften verurteilt. Zugleich ist niemand berechtigt, uns eine solche Form moralischen Engagements aufzuzwingen. Ich zwingen also Jacek Żakowski nicht dazu, sich für die Geschichte verantwortlich zu fühlen. Nur bringt sein Protest gegen seine Verstrickung in die Vergangenheit den Bazillus der Gleichgültigkeit mit sich. Wie viele Polen werden in seinen Ausführungen ein Argument dafür finden, daß sie nichts damit zu tun haben. Es genügt – werden sie sagen –, daß Jan T. Gross, Jacek Żakowski und noch einige andere sich mit diesen unangenehmen Fragen befassen. Deren Angelegenheit. Solche Schlußfolgerungen widersprechen zwar den Absichten des Autors, aber nicht seinen einzelnen Formulierungen.

Der Preis durchschlafener Nächte

1997 veröffentlichte der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg einen Essay „Falls Auschwitz in der Schweiz liegt“ („Literatura na Świecie“, Nr. 5-6, 1999). Der Titel bezieht sich auf die Äußerung des Staatspräsidenten, der sagte: „Auschwitz liegt nicht in der Schweiz“. Der Präsident protestierte, schreibt Muschg, „gegen Forderungen, Mitverantwortung für die Opfer von Auschwitz zu tragen (...), die sich vielleicht in der Summe von 250 Millionen Schweizer Franken niederschlagen würde“. Dieser „trotzige Satz“ bewirkte, daß „der Abstand zwischen beiden Orten verschwand. Und man brauchte keinen ‚bösen Blick‘ mehr, um im einst wirklichen Auschwitz etwas von der Fassade der heute nicht mehr ganz wirklichen Schweiz zu sehen: blühende Geranien in den Fenstern, sterile Sauberkeit (...), den liebevollen Familienvater Höss, der nur bedauern konnte, daß die jungen Menschen zwischen blühenden Bäumen in seiner Gaskammer verschwanden.“ Muschg erinnert an die frühere Schweiz, die Flüchtlinge beherbergte, und die dem preußischen König „schlaflose Nächte bereitete, weil ihr Herz in der Brust seiner geflüchteten Untertanen schlug. Es ist lange her, heute bezahlen wir für die schlaflosen Nächte, die wir wegen Auschwitz nie hatten.“ Muschg rief in seiner Heimat einen Skandal hervor, man brachte ihn in Verruf. Aber ich führe

diese Passagen nicht deswegen an, um uns zu trösten, daß auch andere Nationen sich ungern auf eine Abrechnung mit der Vergangenheit einlassen, die das verklärte Bild der Gemeinschaft versehren. Es gibt wichtigere Gründe. Das Gemeinsame an der Schweiz und Polen ist, daß in beiden Ländern eine Debatte über die Verstrickung in den Holocaust einsetzt. Dort entsteht mit vielen Widerständen ein Verantwortungsgefühl für das Ausliefern der jüdischen Flüchtlinge an die Gestapo und auch für den Skandal mit den Bankkonten der während des Krieges ermordeten Juden. Wir haben uns bisher mit der polnischen Gleichgültigkeit gegenüber den Juden auseinandergesetzt; es sind wichtige Beiträge entstanden, um nur den Artikel „Die armen Polen schauen auf das Ghetto“ von Jan Błoński (*Tygodnik Powszechny*, Nr. 2, 1987) oder „Der Zeuge ist verpflichtet ...“ von Hanna Świda-Ziemia (*Gazeta Wyborcza*, Nr. 223, 1998) zu nennen. Dank dieser und auch anderer Autoren ist eine entsprechende Sprache für die Debatte über unsere Versäumnisse entstanden. Aber wir wissen noch nicht, wie wir über die polnischen Verbrechen sprechen sollen, wie sie aufdecken und verurteilen, ohne einen verfrühten Bann über diejenigen auszusprechen, die keine unmittelbare „kriminelle Schuld“ tragen.

Individuelle Versionen der Abrechnung mit der Vergangenheit

Warum ermorden die Menschen ihre Nächsten? Diese Frage stellen sich die Deutschen, wenn sie über das Problem des Nazismus nachdenken. Diese Frage stellen sich die Franzosen, indem sie herauszufinden versuchen, warum junge Männer aus anständigen Familien während des Algerienkriegs zu grausamen Henkern wurden. Dieses „Warum?“ quält jede moderne Gemeinschaft, die sich auf eine Abrechnung mit der Vergangenheit einläßt; nun auch die unsere. Wir wissen, wie die Bürger des Dritten Reichs in die Mechanismen des Verbrechens hineingezogen wurden, aber in anderen Fällen fehlt meistens eine redliche Antwort.

Es gibt die Versuchung, mit dem Problem von Jedwabne auf eine einfache Weise fertig zu werden und zu behaupten, die dortigen Juden seien von den polnischen Antisemiten ermordet worden. Eine solche Antwort befreit alle Nicht-Antisemiten von der Verantwortung; sie können behaupten: „die“ seien schuldig. So gerät man in eine Falle der Abrechnung, eine Falle, die darin besteht, das Böse in den äußeren Umständen zu finden und nicht in dem, was uns betrifft. Denn obwohl der polnische Antisemitismus schmachvoll war, führte er meistens nicht zum Mord; oft führte er zu Gleichgültigkeit oder sogar zu einer inneren Zustimmung zum nazistischen Völkermord. Manchmal blieb er aber mit dem Engagement zur Rettung der Juden im Einklang, was die Fälle von Zofia Kossak-Szczucka oder Jan Dobraczyński beweisen. Was brachte also, abgesehen vom Antisemitismus, die Einwohner von Jedwabne zum Verbrechen? Welches Denken, welche Weltauffassung? Solange wir das nicht wissen, kann keiner behaupten, seine Traditionen seien völlig schuldlos. Aus demselben Grund empfehle ich Jacek Żakowski Zurückhaltung bei seinem Versuch, in der gegenwärtigen Debatte über Jedwabne die „Logik des Verbrechens“ und die Klischees, die auf den polnisch-jüdischen Beziehungen lasten, herauszufischen. Wahrhaftig, man weiß nicht, was zum Verbrechen führen kann.

Daher sagt mir die Sprache der Abrechnung mit der Vergangenheit zu, derer sich Muschg bedient. Wenn er über die Verantwortung der Schweiz nachdenkt, sagt er „ich“ und „wir“, niemals „die“. Und das ist die Voraussetzung für eine gründliche Auseinandersetzung, die keinen Teil der Gesellschaft an die Wand stellt. Ich weiß nicht, wie sich die polnische Debatte um Jedwabne entwickeln wird, aber bis jetzt gibt es keinen Grund zum Optimismus. Während eines Diskussionstreffens bezichtigte ein Teil der Versammelten Jacek Żakowski rassistischer Überzeugungen und infamer Ansichten. Das ist ein unzulässiger Vorwurf. Mehr noch: Diejenigen, die ihn angriffen, übersahen, daß es Żakowski war, der in *Gazeta Wyborcza* mutig mit der Debatte begann und als erster eine Sprache der Auseinandersetzung mit diesem Verbrechen entwickelte. Andererseits übertreibt auch Żakowski selbst, wenn er Gross davor warnt, nicht zur Konservierung der „Logik des Verbrechens“ beizutragen – sei es auch unbeabsichtigt. So entsteht der Eindruck, Gross sei blind für diese schreckliche Gefahr.

Und dennoch: Gross, Żakowski, die Ankläger von Żakowski und mich – obwohl ich mit Żakowski streite – verbindet eines: Wir überlegen uns, wie man über Jedwabne sprechen kann, wir überlegen nicht, ob man das überhaupt tun sollte. Ich verstehe das Bedürfnis nicht, unterschiedliche Versionen der Abrechnung mit der Vergangenheit gegenseitig auszuschließen, insbesondere dann, wenn man sich nicht sicher ist, daß sie dauerhaft sein wird. In unserer gemeinsamen Debatte gibt es Platz für das Zeugnis von Gross und auch für die Befürchtungen von Żakowski. Ich unterstreiche die Selbstverständlichkeit, daß es uns nur dann gelingen wird, mit der Vergangenheit

TRANSODRA 23, Dezember 2001, „Die Jedwabne-Debatte“ in Polen - Dokumentation
Marek Beylin, *Sagen wir „ich“ und „wir“, nicht „die“*, im Original S. 77 ff

abzurechnen, wenn wir einen Pluralismus der Verantwortungsformeln anerkennen. Jeder muß selber seine Pflicht gegenüber der Gemeinschaft definieren. Die Grenze wird lediglich von der Voraussetzung bestimmt, das „ich“ und „wir“ von Muschg anzunehmen und nicht in das komfortable „die“ zu fliehen.

Aus dem Polnischen von Ewa Czerwiakowski